

## Lesbische Frauen im Dritten Reich

**Claudia Schoppmann:**

**Nationalsozialistische Sexualpolitik  
und weibliche Homosexualität,  
Centaurus-Verlag, 2., überarb.  
Auflage, Pfaffenweiler 1997,  
297 Seiten, 24,54 Euro.**

**Claudia Schoppmann:**

**Zeit der Maskierung.  
Lebensgeschichten lesbischer  
Frauen im ›Dritten Reich‹, Fischer,  
Frankfurt 1998,  
176 Seiten, ca. 7,60 €.**

Claudia Schoppmann untersucht in ihrer Studie zur weiblichen Homosexualität im Dritten Reich, wie sie bekämpft wurde und welche gesellschaftspolitischen Ursachen der Bekämpfung zugrunde lagen.

Die Homosexuellenverfolgung im Dritten Reich bezog sich in der Hauptsache auf männliche Homosexuelle wie Schoppmann differenziert im zentralen fünften Kapitel ihrer Arbeit darstellt. Sie begann mit der Zerschlagung und Auflösung der Homosexuellenbewegung. Zuerst wurde das von Magnus Hirschfeld geführte »Institut für Sexualwissenschaften (IfS)« aufgelöst, die Mitglieder des »Bundes für Menschenrechte e.V.«, der größten Massenorganisation der Homosexuellen, terrorisiert und ihr Austritt aus der Organisation erzwungen. Dann kam es zur Schlie-

ßung nahezu aller Homosexuellenlokale.

Nach der Ermordung des homosexuellen SA-Führers Röhm 1934 wurde die Homosexuellenverfolgung von Amts wegen betrieben. Es erfolgte die Gründung des Sonderdezernats »Homosexualität« bei der Gestapo und einer »Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung«. Meist waren es männliche Homosexuelle, die in Konzentrationslager gebracht wurden, lesbischen Frauen blieb dieser Weg oft erspart. Waren sie dennoch im KZ inhaftiert, so gab es keine gesonderte Häftlingskategorie für sie.

Es war offenbar üblich, als Haftgrund bei lesbischen Frauen »politisch« anzugeben. In Einzelfällen wurde noch der Zusatz »lesbisch« hinzugefügt. Die wenigen Schicksale der Frauen, die Schoppmann noch ausfindig machen konnte, sind allerdings erschreckend. So wurde eine Frau zur Prostitution im Lagerbordell gezwungen. Sie sollte durch ihre »neue Tätigkeit« wieder »auf Vordermann«, also zur Ablegung ihrer Homosexualität, gebracht werden.

Warum aber vor allem homosexuelle Männer und weniger homosexuelle Frauen im Dritten Reich verfolgt wurden, ist schwierig zu klären. Schoppmann führt dies vor allem auf fehlende Unterlagen und fehlende Augenzeugenberichte aus dieser Zeit zurück. Ein auf den ersten Blick einleuchtender Grund. Auf den zweiten Blick sind die Gründe dafür vielmehr in einem grundsätzlichen Unterschied in der Wahrnehmung weiblicher Homosexualität die-

ser Zeit zu suchen. Anders als die männliche Homosexualität wurde die weibliche als reversibel angesehen. Während homosexuelle Männer in der Sexualideologie als »bevölkerungspolitische Blindgänger« denunziert wurden und immer wieder für den Geburtenausfall im Staat verantwortlich gemacht wurden, war die Sichtweise auf weibliche Homosexualität versöhnlicher. Dennoch bleibt sie erschreckend genug. Jede Frau sei »bevölkerungspolitisch nutzbar«, so die nationalsozialistische Diktion. Weibliche Homosexualität war also kein Hinderungsgrund, um vom Konstrukt der Frau als einer erbgesunden Arierin abzurücken, die in treuer, hingebungsvoller Mutterschaft ihrer generativen Verpflichtung für den Staat nachkam. Dieses Bild wurde in den NS-Frauenorganisationen »kultiviert« wie Schoppmann plastisch in einem eigenen Kapitel herausarbeitet.

Schoppmann kommt zu dem Schluss, dass es den Nationalsozialisten in erster Linie darauf ankam, eine in der Öffentlichkeit auf »Sauberekeit« gründende Sexualmoral zu propagieren und durchzusetzen. Als juristische Handhabe gegen die Homosexuellen diente der §175. Nicht allen Nazi-Ideologen war es recht, dass der §175 sich nur auf männliche Homosexualität bezog und Straffreiheit für die weibliche bedeutete. Insbesondere sahen Anhänger »rasenhygienischer« Theorien in der weiblichen Homosexualität die gleiche »Entartung« wie in der männlichen. Jedoch sah man letztlich keine Notwendigkeit, die weibliche Homosexualität durch Gesetze zu

diskriminieren, nach Schoppmann aufgrund des primär »sexistischen« auf Asexualität und Passivität beruhenden Frauenbildes« in der Nazi-Ideologie.

In ihrer Arbeit nutzt Schoppmann als Quellen Interviews mit lesbischen Zeitzeuginnen, die zum Teil von ihr selbst oder von der Soziologin Ilse Kokula in der Zeit von 1975 bis Anfang der 90er Jahre geführt wurden. Gesammelt abgedruckt sind diese Lebensgeschichten lesbischer Frauen im Dritten Reich in Schoppmanns Buch »Zeit der Maskierung«.

Problematisch an der Benutzung dieser Dokumente ist der Zeitpunkt der Interviews – die Erlebnisse liegen für die Interviewten zum Teil fast 50 Jahre zurück. Erinnerungslücken und »Verzerrungen« bei den Zeuginnen sind hier mit einzurechnen. Schoppmann reflektiert in ihrer Arbeit zur Sexualpolitik diese Problematik zwar zu keinem Zeitpunkt, begegnet ihr aber in der Berücksichtigung anderer Quellen für ihre Forschungsarbeit. Neben den Ergebnissen aus zahlreicher und umfassend rezipierter Forschungsliteratur zum Thema analysiert sie einschlägige Gesetzestexte, betreibt Aktenstudien und bringt schriftliche Zeugnisse hochrangiger Naziführer und Nazi-Intellektueller in ihre Arbeit ein. Die für die Arbeit genutzten Interviews werden somit zu einer wertvollen Quelle der Schilderung lesbischen Selbstverständnisses.

Was der Arbeit allerdings fehlt, ist die Einordnung der Sexualpolitik in den politischen Zusammenhang eines totalitären Systems und damit

die Klärung der Funktion von Sexualpolitik in totalitären Diktaturen. Dies ist wohl nur mithilfe moderner, aber nach dieser Arbeit entwickelter, Ansätze aus der Totalitarismusforschung möglich und wird damit zur Aufgabe zukünftiger Forschungen.

Claudia Schoppmann beschäftigt sich mit einem Thema, das bisher in Deutschland kaum bearbeitet wurde. Es ist erfreulich, dass im universitären Rahmen eine solche Studie entstanden ist, kann sich der Wissenschaftsbetrieb in Deutschland nun nicht gerade damit rühmen, Homosexualität als ebenso sozial geprägte Kategorie wie »Geschlecht« anzuerkennen und Forschungen zur Homosexualität als »seriös« anzuerkennen.

*Heiko Rebstock*

## Ehrlicher Dialog vonnöten

**Ich glaube an den Gott Israels – Fragen und Antworten zu einem Thema, das im christlichen Glaubensbekenntnis fehlt, hrsg. von Frank Crüsemann, Udo Theißen u.a., Kaiser, 2. Auflage, Gütersloh 2001, 159 Seiten, 11,90 €.**

Zur Zeit wird in Deutschland die Antisemitismus-Keule überraschend heftig geschwungen. Das liegt zum

einen daran, dass der Wahlkampf angebrochen ist, und zum anderen, dass die Nachrichten aus Israel tagtäglich neue Schreckensbilder liefern. Der Terrorismus hat wieder die Masken der Religion aufgesetzt.

So ist es nicht erst seit Künigs Projekt Weltethos klar, dass zum Frieden auch die großen Religionen beitragen müssen. Christlich-islamischer Dialog wird in größerer Breite gerade erst ernsthaft begonnen. Jüdisch-islamischer Dialog wird zwar punktuell in Israel/Palästina gelebt, aber es ist ein sehr bedrohtes Pflänzchen im Klima der tödlichen Auseinandersetzung.

Anders der christlich-jüdische Dialog. Hier bei uns kann man auf beinahe vierzig Jahre Erfahrungen seit den Neuanfängen nach Faschismus und Krieg zurückblicken. Und was anfangs noch den Charakter von Initiativen hatte, hat heute mit breiter Grundlage Eingang in Kirche und Theologie gefunden. In der Exegese werden die neutestamentlichen Aussagen über die Juden längst differenziert und kontextuell gelesen, nicht als Urteile über eine Religionsgemeinschaft.

Die Auseinandersetzung mit historischer Schuld und die Früchte des christlich-jüdischen Dialogs haben Eingang gefunden bis hinein in kirchliche Bekenntnisgrundlagen. So hat die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau bereits vor zehn Jahren ihren Grundartikel ergänzt und bekennt die »bleibende Erwählung der Juden«. Vergleichbare Entwicklungen sind auch in anderen Landeskirchen auf dem Weg oder abge-